

zu bedenken	4
Buchtipp	18
Das Porträt	19
Ökumene	20
Chronik/ Gottesdienste	27
Kontakte	28
.....	
Thema: Ein Grund zu feiern: Jubiläum	
Jubiläen 1919–2019	6
Gute Lösungen fallen nicht vom Himmel	17
.....	
Aus dem Gemeindeleben	
Abschied und Willkommen	22
24-Stunden-Aktion XXL	24
Firmung 2019	26



Liebe Leserinnen und Leser,

... wie die Zeit vergeht – aber tatsächlich: In diesem Jahr hat unser gemeinsamer Pfarrbrief „WIR“ sein zehnjähriges „Jubiläum“, für uns Grund genug, nicht nur auf das letzte Jahrzehnt zu schauen, in dem wir es auf 20 Ausgaben mit verschiedenen Themenschwerpunkten gebracht haben. Wir widmen uns auch den anderen runden Ereignissen, die in diesem Jahr „gefeiert“ oder begangen werden. Da ist nicht nur der 30jährige Mauerfall, mit dem die Deutsche Einheit eingeleitet worden ist, oder der 70. Geburtstag des Grundgesetzes zu erwähnen. Für jedes Jahrzehnt haben wir etwas gefunden. Lassen Sie sich überraschen!

Leider hat in der letzten Ausgabe der Artikel der Schiedsfrau Margret Winkel-Tauchnitz gefehlt, so dass er nun in diesem Heft nachträglich veröffentlicht wird. Weiter blicken wir wie immer auch auf die aktuellen Geschehnisse in unserem Rheinbogen und hoffen, wieder eine für Sie interessante und ansprechende Ausgabe zusammengestellt zu haben.

Thomas Föbel





»Alles hat seine Zeit« – das ist ein geflügeltes Wort. Der Ursprung liegt im biblischen Buch Kohelet. Ganz nüchtern wird uns dort die ganze Ambivalenz menschlichen Lebens und die Vergänglichkeit jeder Handlung geschildert:

Für alles gibt es eine Stunde, und Zeit gibt es für jedes Vorhaben unter dem Himmel: Zeit zum Gebären und Zeit zum Sterben, Zeit zum Pflanzen und Zeit zum Ausreißen des Gepflanzten, Zeit zum Töten und Zeit zum Heilen, Zeit zum Einreißen und Zeit zum Aufbauen, Zeit zum Weinen und Zeit zum Lachen, Zeit des Klagens und Zeit des Tanzens, Zeit, Steine zu werfen, und Zeit, Steine zu sammeln, Zeit, sich zu umarmen und Zeit, sich aus der Umarmung zu lösen, Zeit zum Suchen und Zeit zum Verlieren, Zeit zum Bewahren und Zeit zum Wegwerfen, Zeit zum Zerreißen und Zeit zum Nähen, Zeit zum Schweigen und Zeit zum Reden, Zeit zum Lieben und Zeit zum Hassen, Zeit des Kriegs und Zeit des Friedens. (vgl. Koh 3, 1-8.)

Es gibt passende und unpassende Zeiten für bestimmte Dinge oder Vorhaben, es gibt gute und schlechte Zeiten. Die Zeit ist im Fluss, alles ist vergänglich. Da tut es gut, ab und zu innezuhalten, sich an Vergangenes zu erinnern und Kraft zu tanken für alles, das noch kommen wird. Jubiläen sind solche Anlässe. Ein besonderes wiederkehrendes Datum wird besonders begangen und gewürdigt: Hochzeitstage, Geschäftsgründungen, Errichtung von Bauwerken, Verfassen von Gesetzestexten etc. etc. Aus religiöser Perspektive geht es dabei immer um ein Zweifaches: Dankbarkeit für die von Gott geschenkte Zeit und die Freude, diese sinnvoll genutzt zu haben.

Der bedeutende Theologe Johann Baptist Metz hat einmal als kürzeste Definition von Religion »Unterbrechung« angegeben. Auf den ersten Blick erscheint das unpassend: Bei Religion denken viele an die gute Tradition, an das ewig Gleiche. Von Unterbrechung keine Spur! Auf den zweiten Blick sind die beiden jedoch ein wunderbares Paar: Religion und Unterbrechung. Menschen, die religiöse Erfahrungen machen, beschreiben

das häufig nämlich als Unterbrechung des Alltags. Ich lasse die Arbeit Arbeit sein, ich gönne mir Abstand zu dem, was mich gerade umtreibt. Und ich lasse wichtige Fragen an mich heran: Wo stehe ich gerade in meinem Leben? Was will ich vielleicht ändern? Will Gott eigentlich etwas von mir? Überhört man diese Stimme im Alltag nicht leicht? Die Stimme, die mich unterbricht und mir das zeigt, was ich selbst nicht sehen kann. Religion ist Unterbrechung. Gott unterbricht mich – um mir einen neuen Blick auf mein Leben und die Welt, um mir seinen Blick zu schenken und um mich neu zu mobilisieren. Wenn es Gott ist, der mich unterbricht, steckt die größte Chance drin. Davon bin ich überzeugt. Dann renne ich nämlich nicht am Wesentlichen vorbei.

Für den religiös musikalischen Menschen kann jedes Jubiläum auch eine solche Unterbrechung sein, um darüber nachzudenken, wie in Zukunft die von Gott geschenkte Zeit am besten genutzt wird. Sie wird es wohl immer dann sein, wenn sie genutzt wird, um allen Menschen ein glückliches und würdevolles Leben zu ermöglichen, besonders den Armen und den an den Rand Gestellten!

Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich das Jubiläum etymologisch vom alttestamentlichen Jobeljahr (jobel, hebräisch für Widderhorn) herleitet: Gemäß der Bestimmung in Lev 25 verlangt es von den Israeliten alle 50 Jahre einen vollständigen Schuldenerlass, also die Wiederherstellung eines gerechten Urzustandes.

Dabei gilt immer: Gott ist ein Gott des Lebens, der das Leben liebt und will, dass wir Freude haben. Und für den, der glaubt, ist kein Zeitpunkt ohne Hoffnung, weil Gott bei uns im Wort steht, dass seine Herrschaft kommt, die Herrschaft der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe! Gefeierte werden darf deshalb beim Jubiläum schließlich auch. Wie heißt es doch bei Kohelet: »Ich erkannte, dass sie nichts Besseres zustande bringen, als sich zu freuen und Gutes zu tun im Leben. Und wenn irgendein Mensch bei all seiner Mühe isst und trinkt und Gutes genießt, ist auch dies ein Geschenk Gottes.« (Koh 3, 12f.)

Diakon Matthias Heyn





Jubiläen 1919–2019





Ein langer Schatten in die Gegenwart: Der Versailler Vertrag

Am 28. Juni 1919 wurde im Spiegelsaal des Versailler Schlosses ein Vertrag geschlossen, der die Welt jahrzehntelang bestimmen sollte und damals sehr umstritten war. Der Versailler Vertrag war der Friedensvertrag zwischen der Entente und den Mittelmächten am Ende des ersten Weltkriegs. Nach über vier Jahren des gegenseitigen Tötens und getötet Werden waren Deutschland und seine Verbündeten besiegt und stellten sich den Bedingungen ihrer Kriegsgegner.

Ein Hauptziel des Vertrages war es, Deutschland nicht noch einmal in die Situation kommen zu lassen, einen europäischen Krieg zu beginnen. Es wurde beschlossen, dass Kerngebiete der deutschen Industrie unter fremde Verwaltung kommen, hohe Reparationszahlungen zu leisten waren und etwa ein Siebtel des Gebietes des damaligen deutschen Reiches an Nachbarländer abzugeben war. In Deutschland selbst bedeutete der Vertrag zudem, dass das erste Mal in der deutschen Geschichte einer Demokratie der Weg bereitet wurde: Die sogenannte Weimarer Republik wurde ausgerufen. Ein demokratischer Staat, der ein zuvor tief „kaisertreues“ Volk im Schnelldurchlauf zu demokratischen Staatsbürgern werden lassen sollte.

Doch dieses Vorhaben und zudem die restlichen Bestimmungen der „Schmach von Versailles“ waren für viele Deutsche ein Affront. Extremistische politische Gruppen versuchten durch Meinungsmache und Instrumente, die wir heute als „Volksverhetzung“ bezeichnen würden, die Schuld an den strengen Bedingungen des Friedensvertrags auf die verschiedensten politischen sowie ideologischen Gegner abzuwälzen. Die „Dolchstoßlegende“ entstand. Diese besagte, dass bereits der Waffenstillstand im November 1918 durch angeblich skrupellose Politiker, den sogenannten „Novemberverbrechern“, der eigentlich nie besiegten Armee (die kurz vor dem totalen Zusammenbruch stand) hinterrücks aufgezwungen worden sei. Zu berechtigter Kritik an beispielsweise sehr hohen Reparationsforderungen gesellte sich schnell ein Hass auf alles Demokratische und eine toxische Dosis Antisemitismus. Die Auflagen des Versailler Vertrags, einige strukturelle Schwächen der Verfassung der ersten deutschen Republik und die generelle demokratische „Unreife“ des deutschen

Volkes führten zu einer Mischung, die nach einer ökonomischen Krise, welche eine Massenarbeitslosigkeit hervorrief, scheppernd in einem noch autoritäreren Regime als dem alten Kaiserreich mündete.

Nach dem zweiten Weltkrieg sollte der zweite Versuch eines demokratischen deutschen Staates beginnen, in dessen Verfassung, unserem Grundgesetz, auf viele Schwächen der ersten Republik aufgebaut wurde. Auch aus den, im Rückblick als zu hart gesehenen, Friedensbedingungen gegen Deutschland und seine Bündnispartner wurde gelernt. Der Friedensvertrag zum Ende des zweiten Weltkriegs ordnete zwar eine vollständige Besetzung und Teilung des deutschen Staatsgebiets an, es wurden jedoch in der Nachkriegszeit von der BRD nicht hohe Reparationszahlungen gefordert. Vielmehr wurde der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutschlands aktiv durch beispielsweise den Marshall-Plan gefördert.

Was bleibt also heute vom Versailler Vertrag?

Man kann unmöglich sagen, dass Versailles in direkter Linie zu Hitler und dem zweiten Weltkrieg führte. Doch vielleicht können wir eines aus der Geschichte und dem gesellschaftlichen Umgang mit dem Vertrag lernen: Es scheint unmöglich, dass sich Deutschland heute noch einmal in eine mörderische Diktatur verwandeln könnte, doch Menschen, die versuchen, Themen auszuschlachten und damit angeblich einfache Lösungen für komplexe Probleme zu finden, gibt es immer noch. Umso wichtiger ist es, sich für Freiheit, Nächstenliebe und Toleranz einzusetzen, denn das ist und muss die Antwort auf Ungerechtigkeit und Hetze sein.

*Markus Schmaderer,
Student der Sozialwissenschaften*



Der 90. Geburtstag – kein „Dinner for one“

Beneidenswert dynamisch wurde vom Geburtstags-„Kind“ dieses Ereignis in eigener Regie genauestens geplant. Nachdem das Restaurant für ca. 70 Gäste gebucht war, besprach man zügig das kulinarische Angebot für diesen besonderen Tag. Man überlegte sich die Tischordnung und schrieb die Tischkarten. Neben dem guten Essen wurde über ein Unterhaltungsprogramm nachgedacht und man beschloss, einen Musiker zu engagieren, und eine gute Freundin vom Mittagstisch versprach, ihre Geige mitzubringen und zu spielen. Das Repertoire ließ alle Gäste zum Mitsingen anregen, schließlich war der Kirchenchor eingeladen, und – natürlich die Nachbarschaft, der ehemalige Kegelclub, die Mittagsrunde und Verwandtschaft von nah und fern.

Den 90. Geburtstag mit so vielen Freunden zu feiern, ist wirklich etwas Besonderes und zeugt von dem jahrelangen, sozialen und kirchlichen Engagement. Wer bisher noch nicht weiß, von wem die Rede ist, für den möchte ich jetzt das Rätsel auflösen. Es ist Franz Hilgers.

Er singt seit 42 Jahren im Kirchenchor, war 18 Jahre Mitglied des Kirchenvorstandes in St. Hubertus, Itter, und schrieb 23 Jahre, bis 2016, hier die Kirchenchronik. Zu erwähnen sind seine legendären Reisen, ob Tagesausflüge oder Wochenendfahrten, die er 31 Jahre für den Kirchenchor bis ins Detail durchgeplant hat. Gerne denken wir an die Orte, Kirchen und Sehenswürdigkeiten, die wir in froher Runde erleben konnten. Das 90. Geburtsjubiläum bleibt allen in guter Erinnerung.

Edith Hilgers



Das erste Düsenflugzeug fliegt

„Die meisten großen Taten, die meisten großen Gedanken, haben einen belächelnswerten Anfang.“ *Albert Camus*

Wie wahr! Am 27. August 1939 startete in Rostock ein seltsam aussehendes, teilweise aus Holz gebautes Flugzeug zum Erstflug. Es flog nicht lange, nur 8 Minuten, nicht hoch, aber schnell: 700 km/h und war belächelnswert klein. Mit knapp 8 Metern Länge und Spannweite war es nicht größer als heutige zweiseitzige Ultraleichtflugzeuge. Nach der Landung brachen die Beobachter in Jubel aus. Was war da los?

Zum ersten Mal war ein Düsenflugzeug geflogen, die He 178! Ernst Heinkel, Chef der Heinkel Flugzeugwerke und leidenschaftlicher Tüftler, hatte es aus reinem Interesse entwickelt und selbst finanziert.

Natürlich wurde das Flugzeug auch den Militärs vom Reichsluftfahrtamt vorgeführt, aber durch den Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 hatten die Nazigrößen, besonders Göring und selbst Hitler anderes im Kopf und kein Interesse daran. Es war glücklicherweise eine von vielen Fehleinschätzungen dieser Leute. Die Entwicklung wurde eingestellt. Erst 1941 flog wieder ein Düsenflugzeug, die zweistrahlige Messerschmitt ME 262, ein Abfangjäger. Aber erst im Sommer 1944 war sie einsatzbereit, zu spät, um am Ausgang des Krieges etwas zu ändern.

Was war denn das Revolutionäre an diesem kleinen Hüpfer? Die Geschwindigkeit! Propellerflugzeuge können aus physikalischen Gründen nicht schneller als etwa 750 km/h fliegen, und dieses kleine Spielzeug schaffte 700 km/h beim ersten Versuch in geringer Höhe! Die erreichbare Geschwindigkeit hängt nämlich von der Höhe ab: je höher, desto schneller. Auch da kommen Propellerflugzeuge nicht mit. Für sie ist bei rund 8.000 Metern Schluss.

Nach dem Krieg wurden auf der ganzen Welt militärische Düsenflugzeuge entwickelt. Aber schon 1952 war mit der englischen „Comet“ das erste düsengetriebene Passagierflugzeug mit einer Reisegeschwindigkeit von 800



km/h am Himmel, während die Propellerflugzeuge mit etwas mehr als 500 km/h dahinschlichen. In den USA baute Boeing (eigentlich „Böing“, denn der Vater des Firmengründers, Wilhelm Böing, stammte aus Hagen) nur Militärflugzeuge und, erst ab 1958, die Boeing 707 als ziviles Flugzeug.

1976 trieb die englisch-französische „Concorde“ die Möglichkeiten des Düsenantriebs im zivilen Luftverkehr auf die Spitze: Mit über 2000 km/h flog sie in 18.000 Metern Höhe in etwas mehr als drei Stunden von Paris nach New York, allerdings ohne Rücksicht auf den extrem hohen Treibstoffverbrauch. 2003 beendete ein Absturz diese Ära.

Das andere durch den Düsenantrieb möglich gemachte Extrem ist der Airbus A380 für maximal 868 Passagiere, zehnmal so lang und dreihundertachtzigmal so schwer wie die He 178. Aber auch diese Ära geht langsam zu Ende, weil der A380 zu groß ist.

Die kleine HE 178 hat die Welt verändert. Sie war, wie die meisten Erfindungen, zuerst einmal weder gut noch böse. Entscheidend ist: Was haben wir daraus gemacht? Die Welt ist kleiner geworden, im Positiven wie im Negativen. Was wir heute Globalisierung nennen, wäre ohne Düsenflugzeuge nicht Wirklichkeit geworden, auf jeden Fall nicht in diesem Tempo: Warenaustausch, Kriege, aber auch Kriseninterventionen und Hilfsgüterlieferungen sind weltweit Realität. Fliegen ist kein Luxus mehr, allerdings nur für etwa 10 % der Weltbevölkerung. Dank politisch gewollten Subventionen fliegt man zum Beispiel von uns nach Israel für 20 Euro, und der Massentourismus (mal eben zum Besäufnis nach Mallorca jetten) wächst immer weiter.

Und nicht zuletzt: Fliegen ist die energieintensivste Art der Mobilität, denn rund 5 % des CO₂-Ausstoßes weltweit kommen von Flugzeugen. Fliegen ist ein Klimakiller.

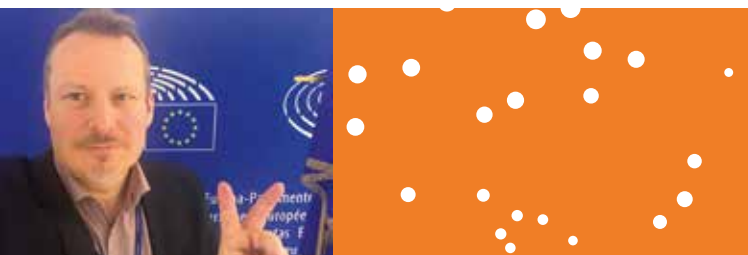
Klaus Napp

„Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“

70 Jahre Grundgesetz – aus Provisorium wurde eine feste Grundlage der Deutschen Demokratie. Aber wie fest ist sie tatsächlich?

Vielleicht haben Sie es am Rande auch mitbekommen, am 23. Mai feierten wir 70 Jahre des Deutschen Grundgesetzes. Nicht viele nehmen sich heutzutage noch die Zeit, um neben Facebook, WhatsApp und anderen neuen sozialen Medien dieser schönen Internetwelt mal innezuhalten und über die Bedeutung dieser Meldung nachzudenken. Dabei ist es gerade in dieser Zeit sozialer, ökologischer, ökonomischer und politischer Umbrüche so wichtig, sich der Bedeutung des Grundgesetzes bewusst zu werden, auf dem das demokratische Funktionieren unseres Staates und des Zusammenlebens unserer Gesellschaft fußt.

Warum heißt es eigentlich nicht Verfassung, wie in anderen Ländern dieser Erde? Nun, die kurze Erklärung ist, dass das Grundgesetz seinerzeit lediglich provisorisch für die BRD geschrieben wurde und nach der Wiedervereinigung eine gesamtdeutsche Verfassung entstehen sollte. Da der Beitritt der DDR zur BRD nach den friedlichen Demonstrationen 1989 möglichst schnell vollzogen werden sollte, wurde auf eine langwierige Diskussion um eine neue gesamtdeutsche Verfassung verzichtet und stattdessen das Geltungsgebiet des Grundgesetzes auch auf die DDR ausgeweitet. Heute zählt dieses „Provisorium“ zu den ältesten geltenden Verfassungen der Welt. Klar, das Grundgesetz ist nicht dasselbe wie vor 70 Jahren. 62 Änderungsgesetze haben den Wortlaut und Umfang deutlich verändert. Aber das Grundgerüst, bestehend aus Humanismus, Pluralismus, Freiheit und Demokratie ist geblieben. Der Gottesbezug in der Präambel „Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“ hat 1992/93 die Änderung des Grundgesetzes nach der Wiedervereinigung ebenfalls überlebt. Trotz dessen, dass mittlerweile ein Drittel der Bevölkerung in Deutschland nicht religiös ist und der Artikel 4 des Grundgesetzes die Neutralität des Staates und Religionsfreiheit garantiert. Ausschlaggebend dafür war die Überzeugung, dass man auch 47 Jahre nach dem Ende der totalitären, menschenverachtenden Schreckensherrschaft der Nazis diese Mahnung braucht. Wie



sich durch die aktuellsten Entwicklungen zeigt, heute mehr denn je! Die AfD hat sich von einer „Euro-Kritik-Partei“ zu einem Sammelsurium von Identitären und Rechtsnationalisten entwickelt, die den Holocaust leugnen, homophobe und rassistische Äußerungen im Bundestag, in den Landtagen und Stadträten bundesweit von sich geben und mit anderen Nationalisten Europas paktieren. Mit ihrer Kernforderung im letzten Europawahlkampf, das Europaparlament abzuschaffen, haben sie deutlich gemacht, dass für sie Demokratie nur ein Mittel zum Zweck ist. Nun könnte man entgegennehmen, dass die Hürde zur Änderung des Grundgesetzes mit Zweidrittel-Mehrheit im Bundestag und Bundesrat hoch genug ist und wir nichts befürchten müssen. Wie schnell so etwas passieren kann, können wir seit längerem in Polen oder Ungarn beobachten, wo regierende Parteien und ihre Chefs wie Kaczynski und Orban die Verfassung zu ihren Gunsten mit politischen Mehrheiten verändern und die Demokratie aushöhlen.

In Deutschland fühlen sich Rechtsradikale zunehmend durch die demokratisch gewählten Vorbilder aus der AfD in ihren Positionen bestärkt. Die rechte Haltung ist salonfähig geworden. Politiker, die sich diesem Rassismus in Deutschland offen entgegenstellen, müssen um ihre Sicherheit, ja sogar um ihr Leben fürchten. Die Ermordung des hessischen Regierungspräsidenten Walter Lübcke muss uns alle, denen Demokratie und Rechtsstaatlichkeit in Deutschland am Herzen liegen, wachrütteln. Wir dürfen nicht zulassen, dass sich die Geschichte wiederholt. Auch in der Weimarer Republik wurde die Demokratie durch die Nazis unterwandert, mit verheerenden Folgen für die Menschheit. Lasst uns die freiheitlich-demokratische, soziale Grundordnung Deutschlands gemeinsam schützen. Ob Mann oder Frau, ob Jung oder Alt, ob religiös oder atheistisch - jeder Einzelne von uns trägt in der Demokratie dafür die Verantwortung. Wer schweigt, stimmt zu, heißt es. Auf dem Arbeitsplatz, im Verein, in der Familie, im Bus oder in der Bahn. Überlassen Sie nicht den rechten Hetzern das Feld. Damit Deutschland weiterhin ein lebenswertes, offenes, solidarisches und tolerantes Land sowie ein fester Anker in einem vereinten, auf Humanismus, Demokratie, Solidarität und Rechtsstaatlichkeit gebauten Europa bleibt.

Vladimir Zizka, Politiker, Büroleiter im EU-Parlament

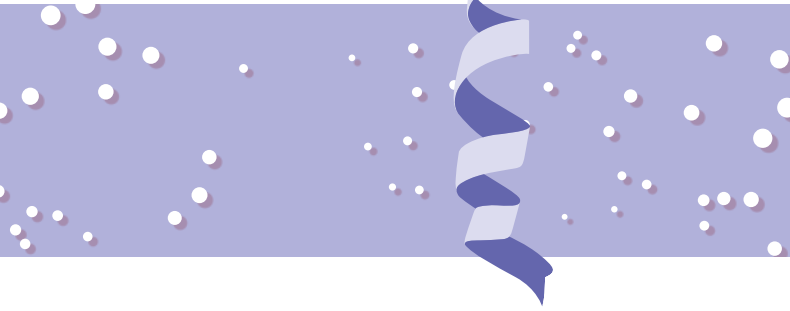


Zu Hause, wo sich Himmel und Erde berühren

Wenn ein Mensch 60 wird, ist er noch nicht richtig alt, aber auch nicht mehr ganz jung. Er oder sie hat es nicht mehr lange bis zum Ruhestand, aber wahrscheinlich noch viel vor. Gebäude und Kirchen hingegen haben eine wesentlich längere Nutzungsdauer. Eine 60-jährige Kirche ist deshalb vergleichsweise ein junger Hüpfher – so wie St. Maria in den Benden am Dechenweg.

„Die Bende“, wie die Kirche grammatikalisch völlig unkorrekt, aber konsequent und liebevoll genannt wird, wurde im September 1959 geweiht. Der Name „Benden“ bedeutet Überschwemmungsgebiet, Feuchtwiese, und tatsächlich stand dieses Gebiet westlich der Kölner Landstraße bis zum ersten Dammbau um 1910 regelmäßig unter Wasser. Schadete aber nicht, denn es wohnte damals ja auch noch niemand dort. Ein zweiter Damm folgte nach dem Ersten Weltkrieg. Erst Mitte der 20er Jahre baute jemand ein einsames Häuschen auf dem Rott. Viele folgten im Lauf der Jahrzehnte nach.

So steht „die Bende“ heute völlig selbstverständlich inmitten eines sich immer noch entwickelnden Stadtteils und kaschiert sehr geschickt, dass sie eigentlich aus einer anderen Zeit, noch vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, stammt. Der Grund – hier wieder eine Parallele zu uns Menschen: gute Gene. Der Architekt Emil Steffann plante sie zeitlos, modern, schlicht und war mit dem Altarraum in der Mitte der Kirche mit den halbkreisförmig darum angeordneten Bänken seiner Zeit voraus. Sein Credo: „Die neue Kirche wird um so besser gelingen, je mehr sie sich ohne Extravaganzen und ohne auffallen zu wollen ihrer Umgebung einfügt und je weniger man nach dem Architekten fragt“ (Zitat nach Baumgartner, Festschrift zum Jubiläum, 2009). Unsere „Bende“ kommt ohne Kirchturm aus, die Glocke hängt einfach an der Außenmauer (und erschreckt mich jedes Mal zu Tode, wenn ich gerade darunter stehe und sie zu läuten beginnt), der schlichte Backstein soll an einen Stall oder ein Fabrikgebäude erinnern. Steffann wusste auch zu verhindern, dass man die Kirche unvorbereitet aus dem Gewusele des Alltags betritt: Er führt uns auf einem labyrinthförmigen Weg ins Innere, wir ändern mehrmals die Richtung, kommen am Taufbrunnen vorbei, bevor wir den Innenraum betreten. Und wer mit



dem Gesicht zur Apsis sitzt und die Holzdecke weiterdenkt, dem endet sie jenseits des Raumes, am Horizont: Da berühren sich Himmel und Erde.

Nachdem die „Bende“ bei ihrer Gründung als eigenständige Pfarrkirche geplant war – davon zeugt das gehöftartige Ensemble mit Pfarrwohnung, Sekretariat, Kindergarten –, bekam sie mit Pastor Wilfried Pintgen bereits 1984 einen Priester, der auch für St. Maria Rosenkranz zuständig war. In seine Zeit fiel auch der Zusammenschluss mit St. Nikolaus in Himmelgeist. Sein Nachfolger, Frank Heidkamp, betreut mit seinem Pastoralteam einen noch größeren Seelsorgebereich, der zusätzlich Holthausen und Itter umfasst. Und die „Bende“ teilt sich die Gemeinde mit der Polnischen Mission.

Unsere Familie ist seit knapp 20 Jahren Teil dieser Gemeinde. Bevor wir hierherzogen, hatten wir recherchiert, welche Kirche uns erwartet. Wir waren gespannt. Und wir hatten Glück: In der lebendigen, offenen Gemeinschaft unter der schlichten Holzdecke, die am Horizont endet, konnten wir Wurzeln schlagen. Allein in unserer Zeit mit und in der „Bende“ ist viel mehr passiert, als auf eine Seite passt. Wir haben zusammen Feste gefeiert, Neues ausprobiert, Menschen begrüßt und wieder verabschiedet, wir durften uns fallenlassen, wir durften Stütze sein. Wir durften das Leben teilen. Wir sind zusammen unterwegs. Das „Gehöft Gottes“ (Baumgartner, ebda) ist ein wunderbarer, wandelbarer Ort, um Kraft zu schöpfen für den Weg.

Pia Arras-Pretzler



1969: Stonewall Inn, Christopher Street, New York

War es eine Revolution?

Wenn man über das Datum 27. Juni 1969 redet, kommt man als hetero-normativer Mensch nicht gleich auf die Idee, dass an diesem Tag für Menschen, die ein wenig anders denken und fühlen, etwas Einschneidendes passiert ist!

Nicht jeder kann mit den Begriffen Christopher Street oder Stonewall etwas anfangen.

Das Stonewall Inn war und ist keine gewöhnliche Kneipe in der Christopher Street in New York, nein es war an diesem besagten Datum der Schauplatz dessen, wo sich Schwule, Lesben und Transmenschen, die sich gerne dort trafen, gegen die ständig wiederkehrenden, willkürlichen Kontrollen durch die Polizei zur Wehr setzten! Damit begann der wachsende Mut eben dieser Menschen, die wir heutzutage als LSBTI* Community bezeichnen, in aller Welt für ihre Rechte zu kämpfen! Übrigens – dieses LGBTI* ist der Sammelbegriff für lesbisch, schwul, bi, trans und intersexuelle Menschen – eigentlich einfach aber für nicht-Insider - also H-Mensch - irgendwie komisch, oder ?

Christopher-Street-Day – ein Begriff, den viele gleich mit Köln oder Berlin verbinden, weil es dort ein wenig lauter zugeht als anderswo, und die meisten nicht wissen, dass in Deutschland in über 60 Orten CSDs gefeiert und organisiert werden.

Die Tatsache, dass der Bundestag im Juni 2017 mehrheitlich die „Ehe für alle“ beschlossen hat, ist zwar erfreulich, doch ist sicher damit längst nicht erreicht, dass viele unserer Mitbürger nicht weiter nachdenken, wie Kleinigkeiten, unbedachte Aussagen, Sprüche, dahergesagte Phrasen den einen und anderen Betroffenen verletzen könnten – und da reden wir gar nicht über das gern benutzte Schimpfwort „schwule Sau“!

Was passiert in der Arena bei einem Fußballspiel? Wie geht manch` sich ach so wichtig fühlender geistlicher Würdenträger leichtfertig mit Aussagen um, die homosexuelle Menschen auf das Tiefste verletzen?



Ist es bekannt, dass der § 175, der Handlungen gleichgeschlechtlicher Menschen unter Strafe stellte, erst 1994 abgeschafft wurde?

Ist es bekannt, dass bis heute die Menschen, die zu Unrecht wegen dieses Paragraphen verurteilt waren, bis heute nicht entschädigt wurden? Da reden wir von Zwangskastration und Gefängnisstrafen!

Ist es bekannt, dass es unter homosexuellen Jugendlichen eine 7–8-fach höhere Suizid gibt als bei den „Normalen“?

Wird es vielleicht nun ein wenig klarer, warum es immer noch weiter jedes Jahr CSDs geben muss? Dabei wollen doch alle nur spielen!

Ob es Schützenfeste sind, die sicher nicht immer ungeteilte Freude bei Mitmenschen genießen, oder auch das Karnevalsbrauchtum, bei dem viele gerne mal abwertend feststellen, dass „die das ja nur machen, um zu saufen“, wir urteilen gerne etwas ab, was wir selbst nicht mögen und praktizieren.

Wollen wir uns vielleicht angewöhnen, das herrlich treffliche rheinische Sprichwort in Anwendung zu bringen „Läwe un läwe loße“?!

Ja, liebe Leser dieser Zeilen, des Artikels, in einer Zeitschrift, die den katholischen Stempel trägt – wo ja Homosexualität nicht vorkommt – ich lege Ihnen hiermit einfach nahe, mal hinzugucken, ob da nicht doch ein wenig Verständnis aufgebracht werden kann, um das normale Miteinander zu erzielen.

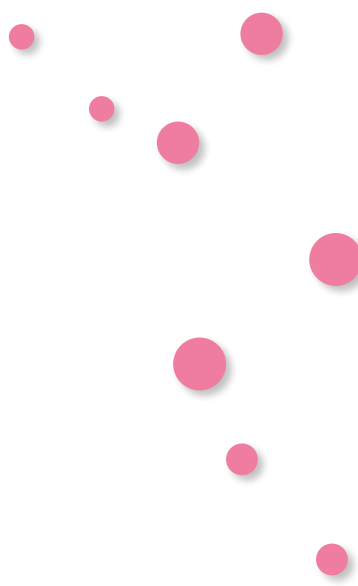
50 Jahre lang haben Menschen aller Couleur für Akzeptanz, Toleranz und Gleichstellung gekämpft, aber wir sind immer noch nicht angekommen, wenn man betrachtet, dass immer noch in sieben Ländern der Erde die Todesstrafe angewendet wird, wenn jemand als homosexuell erwischt wird.

Also bleibt festzustellen, dass diese 50 Jahre seit dem 27.6.1969 immer noch nicht ausreichen, und dass es auf jeden Einzelnen ankommt, die Toleranz gegenüber den Mitmenschen aufzubringen.

Wir reden nicht über sexuelle Praktiken, wir reden über Liebe zu einem Menschen, zu dem man sich hingezogen fühlt, für den man sorgen will, egal welche Hautfarbe, Nation oder Konfession der- und diejenige auch immer haben mag!

Hass macht hässlich – Liebe verbindet – und Liebe macht schön!

Kalle Wahle
www.kallewahle.de, www.csd-d.de





Das Hochkreuz des Werstener Friedhofs zieht um

Werstener Friedhof? Gibt's den denn? Die Werstener Friedhofstraße wird ja wohl nicht umsonst so heißen. Ja, es gab ihn tatsächlich einmal. Ich weiß es, denn meine Uroma lag, das heißt, sie liegt immer noch dort begraben, auch wenn es den Friedhof nicht mehr gibt. Als Kind habe ich zu Ostern und Allerheiligen mit einem Freund das Grab von Unkraut befreit und neue Blumen gepflanzt. Aus Mitleid haben wir rundherum auch Gräber verschönert, bei denen sich niemand um die „armen Seelen“ darin kümmerte.

Eigentlich waren es sogar zwei Friedhöfe. Doch eins nach dem andern.

Die Mutterpfarrei Werstens war Himmelgeist. 1893 entstand wegen der wachsenden Bevölkerung eine Notkirche an der Stelle der jetzigen Rosenkranzkirche, 1896 wurde Wersten eine Kapellengemeinde und 1901 eine eigenständige Pfarrei. Schon 1898 weihte man den katholischen Friedhof an der Ecke der heutigen Werstener Friedhof- und Hügelstraße auf einem geschenkten Grundstück ein – es gab schon immer großzügige Spender in Wersten. Das Hochkreuz folgte 1901. 1905 kam der evangelische Friedhof dazu. Von Ökumene war damals noch keine Rede, und so lagen die beiden Friedhöfe einfach nebeneinander.

Auf den beiden Friedhöfen fand in den 50er Jahren die letzte Beisetzung statt. Da der Friedhof immer wieder verwilderte und die Gemeinde ihn nicht weiter unterhalten konnte, folgte 1976 nach heftigen Debatten die offizielle Entwidmung, das heißt Auflösung.

Was macht man mit so einem „belasteten“ Grundstück? Darf man die „Totenruhe“ stören? Was würden die Toten dazu sagen? Was die Angehörigen, falls es sie noch gibt? Alles wurde eingeebnet, die Grabsteine mit einer Planierraupe „untergepflügt“. Nur das Hochkreuz wurde verschont und bekam 1979 vorne an der Straße einen neuen Platz. Der evangelische Teil ging an die Stadt, die einen gepflegten Grünzug längs der Hügelstraße daraus machte. Der Heimatverein „Wäschener Jonges“ stellte dort 1995 einen Gedenkstein auf.

Die katholische Gemeinde behielt das Grundstück und verpachtete es zunächst an Henkel. Der Vertrag wurde aber nach kurzer Zeit aufgelöst, weil durch die untergepflügten Grabsteine keine gärtnerische Nutzung möglich war. 1979 sprang die Tennisabteilung des (katholischen) Sportvereins DJK Rheinland 05 ein. Dank Steffi Graf und Boris Becker boomte Tennis: 1979 legte die DJK dort vier Tennisplätze an und errichtete später dazu ein Vereinsheim. Nach 30 Jahren war der Tennisboom vorbei, 2009 löste sich die Abteilung wegen Mitgliedermangels auf, und 2013 baute die DJK die Anlage zurück.

Lange hatten die Toten keine Ruhe, denn schon 2015 zog das Montessori-Kinderhaus, das wegen des Neubaus des Pfarrzentrums heimatlos geworden war, von der Roderbirkener Straße in Container auf dem Friedhof um, bis es 2017 in die Räume im neuen Pfarrzentrum zurückkehrte.

Die Container stehen weiter dort, und jetzt ist eine private KITA darin. Es ist nicht ausgeschlossen, dass dort eine „richtige“ KITA gebaut wird.

Eine bewegte Vergangenheit für einen Friedhof, und ich finde es gut, wie es gelaufen ist. Ich jedenfalls hätte nichts dagegen, ja ich würde mich sogar freuen, wenn über meinen Knochen oder meiner Asche Kinder fröhlich spielten.

Und was ist aus dem Hochkreuz geworden, dessen „Verpflanzung“ vor 40 Jahren den Anlass zu diesem Artikel gab? Es steht noch an seinem Platz, aber hinter einem schiefen Zaun ist es von der Straße aus kaum zu sehen; zu sehr ist es von Bäumen und Sträuchern zugewuchert. Die Inschrift ist kaum noch zu entziffern. Es ist das älteste religiöse Monument in Wersten, und schon aus diesem Grund hätte es mehr Aufmerksamkeit und Pflege verdient.

Aber wo genau steht es denn überhaupt? Sie finden es direkt neben dem Haus Nummer 49, dem letzten Haus auf der rechten Seite der Werstener Friedhofstraße vor der Hügelstraße.

Klaus Napp



Ein Moment mit Tragweite

Am Abend des 9. November 1989 (Donnerstag) kamen mein Mann und ich gegen 18.30 Uhr aus Berlin Prenzlauer Berg von der Arbeit zurück nach Hause (nördliches Berliner Randgebiet, also DDR).

Wir waren in Eile, denn um 19.30 Uhr wollten wir uns mit Bekannten, die politisch gleichgesinnt waren, in einem kleinen Vereinshäuschen des ansässigen Hundevereins treffen – andere Räumlichkeiten standen nicht zur Verfügung.

Als Erstes wurde zu Hause der Fernseher angeschaltet, die Westberliner Abendschau, in diesen politisch so aufregenden Zeiten durfte keine Information verpasst werden. Wir sahen in der Pressekonferenz Herrn Schabowski, der das neue Reisegesetz der DDR erläuterte. Da aber von „ständiger Ausreise“ der DDR-Bürger gesprochen wurde, hörten wir zwar interessiert zu, sagten uns aber, dass dies uns nicht direkt betreffe, da wir persönlich nicht „ständig“ ausreisen wollen, sondern nur mal einen Verwandtenbesuch machen möchten.

Wir haben daher in diesem Moment die Tragweite der Information überhaupt nicht begriffen.

Wir gingen also zu unserem Treffen, Interessierte und Mituntersreiber des „Neuen Forums“. Es waren ca. 25 Personen da und niemand hatte wohl die Schabowski-Rede gehört, denn sie wurde nicht thematisiert.

Als wir gegen 22 Uhr zu Hause Radionachrichten hörten, erfuhren wir vom Fall der Mauer und dem Ansturm in Berlin auf den zuerst geöffneten Grenzübergang Bornholmer Straße.

Am nächsten Abend fuhren wir in völlig überfüllten Bahnen nach Westberlin zu meiner Patentante.

Auch heute noch erscheint es wie ein Wunder, dass diese Zeit und dieses Ereignis friedlich abgelaufen sind.

Dorit Fritz



Der Umzug der Hauptstadt von Bonn nach Berlin

„Die Verlegung des Parlaments- und Regierungssitzes nach Berlin erfolgte weitgehend im Sommer 1999, wobei jeweils Zweitsitze der Bundesregierung (über die Bundesministerien) und der Legislative (über den Bundesrat) in Bonn verblieben. Seit Herbst 1999 nimmt Berlin seine Funktion als Parlaments- und Regierungssitz der Bundesrepublik Deutschland wahr. Seit der Verlegung des Sitzes des Bundesrats im Sommer 2000 ist Berlin der Sitz beider legislativer Bundesverfassungsorgane.“ (Wikipedia)

Unsere Gastautorin Bärbel Dieckmann hat als Oberbürgermeisterin den Beschluss, Umzug und den Wandel der ehemaligen Hauptstadt am Rhein in erster Reihe miterlebt.

Am 23. Mai 1949 wurde in Bonn das Grundgesetz verkündet. Es war und ist die Grundlage für eine überaus positive Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland nach dem Krieg.

Die Wahl von Bonn zum Parlaments- und Regierungssitz war für die junge Bundesrepublik eine große Chance. Die Stadt mit ihrer überschaubaren Größe, ihrer zentralen europäischen Lage, ihrer Bescheidenheit und der Liberalität des Rheinlandes erleichterte die Rückführung der Bundesrepublik in die internationale Staatengemeinschaft.

Menschen aus vielen Kulturen, die nach Bonn kamen, haben sich gut aufgehoben gefühlt.

Die Entscheidung für Berlin fiel am 20. Juni 1991 nach einer leidenschaftlichen Debatte im Deutschen Bundestag mit knapper Mehrheit. Viele hatten mit großem Einsatz für Bonn gekämpft, viele für Berlin. Beide Seiten hatten gewichtige Argumente. Die Enttäuschung in Bonn über die Entscheidung war groß, sie war auch mit großen Ängsten verbunden. Heute bin ich der Überzeugung, dass eine Entscheidung für Bonn nicht von Dauer gewesen wäre. Ich glaube auch, dass das Zusammenwachsen der beiden Teile Deutschlands durch diese Entscheidung erleichtert worden ist, so schwer es trotzdem noch manchmal ist.



Der Strukturwandel, der durch den Umzug von Parlament und Teilen der Regierung nach Berlin ausgelöst worden ist, war die Herausforderung meiner 15-jährigen Amtszeit als Oberbürgermeisterin. Er ist gelungen dank einer außerordentlich guten Zusammenarbeit zwischen Bund, Land, Region und Stadt. Einvernehmlich über alle Parteigrenzen hinweg.

Bonn ist heute die deutsche UN-Stadt mit über 1000 UN-Arbeitsplätzen und wichtigen Sekretariaten, darunter das Klimasekretariat, die Freiwilligenorganisation der UN und dem Wüstensekretariat. Das Konferenzzentrum floriert und ist Ort wichtiger internationaler Konferenzen, aber auch des Internationalen Beethovenfestes. Aktionärsversammlungen großer deutscher Unternehmen finden dort statt. Eine Erweiterung wird durch den Bund angedacht.

Bonn ist aber auch Wissenschafts- und Universitätsstadt, Standort großer Unternehmen wie der Post, der Telekom und IT-Firmen und Dienstsitz von Ministerien, von Bundeseinrichtungen wie das Kartellamt und das Statistische Bundesamt. Es ist die Stadt, in der viele Nichtregierungsorganisationen ansässig sind.

Bonn ist aber vor allem auch eine Stadt, in der Menschen gerne leben, eine soziale und internationale Stadt, eine Stadt mit hoher Lebensqualität, eine Stadt in einer überaus lebendigen Region am Rhein mit den Städten Köln und Düsseldorf in unmittelbarer Nähe.

Mit großer Dankbarkeit schaue ich auf die Jahre zurück, in denen ich diesen Strukturwandel mitgestalten durfte.

Barbara Dieckmann, ehem. Oberbürgermeisterin Bonn



Aus 2 mach 1 – WIR geht an den Start

20 Ausgaben und zehn Jahre: Das ist unser WIR-Jubiläum und Anlass für das Titelthema. Auch wenn es das jüngste der in dieser Ausgabe beschriebenen Ereignisse ist: WIR hat sich in den zehn Jahren schon sehr gut entwickelt. WIR hat eine treue und interessierte Leserschaft, kirchennah und -fern, in allen Stadtteilen des Rheinbogens und sogar darüber hinaus. WIR ist in den zehn Jahren preisgekrönt (Ausgabe 12, 2015) und thematisch bunt wie die Welt. Das Magazin hat sich mit „Genuss“ und „Familie“ beschäftigt, mit „Risiko“, „Teamwork“, „der Qual der Wahl“ und dem „Sonntag“. In WIR gab es u.a. exklusive Interviews und Gastbeiträge von einem Fernsehdirektor, mehreren aktiven Bundesministern und Landespolitikern, von Sportlern und Moderatoren, aber auch von Ordensleuten, einer Sexarbeiterin, einem Olympiapfarrer und zahlreichen Experten in ihren jeweiligen Bereichen. Zur WIR gehört aber selbstverständlich auch das „Gemeindeleben“ als zweite große Rubrik neben der Ökumene, der Kirchenkunst, dem Portrait und der Chronik. Informativ und unterhaltsam, dabei nicht kirchlich angestaubt, sondern modern und weltoffen – das ist der Anspruch an das WIR-Gemeindemagazin. Verantwortlich für die (Weiter-)Entwicklung des Hefes ist das z. Zt. zehnköpfige Redaktionsteam. Dabei kümmern sich sieben Redakteurinnen/Redakteure um die Artikel, zwei sind mit größter Akribie jedem Rechtschreib-, Zeichensetzung- und sonstigen Fehlern auf der Spur, und unsere Layouterin versetzt das Ganze dann am Ende in ein sehenswertes Design. Wichtig für die Redaktionsarbeit ist es, dass alle Gemeinden des Rheinbogens im Team vertreten sind. Das konnten WIR über die zehn Jahre trotz kleiner Veränderungen immer gewährleisten. Auch die weite Altersmischung der Redaktion zwischen 21 und 81 Jahren ist Garant für eine gute Ausgewogenheit in der Themen- und Artikelwahl.

Dass das WIR-Magazin so erfolgreich werden würde, war ihm nicht unbedingt von Anfang an „in die Wiege gelegt“. Nach der Zusammenlegung der Seelsorgebereiche Itter-Holthausen und Wersten-Himmelgeist zur Seelsorgeeinheit Düsseldorf Rheinbogen war schnell klar, dass auch aus den beiden einzelnen Redaktionen der jeweiligen Pfarrbriefe ein gemeinsames Team werden musste. Das

war bei sehr unterschiedlichen Konzepten und Gestaltungsformen kein ganz einfaches Unterfangen und brauchte gute Kompromisse und viel Kreativität. Keiner sollte sich benachteiligt oder bevorzugt fühlen, deshalb sollte alles neu werden: Format, Gestaltung, Name. Und so ist WIR entstanden – aus „ich“ und „du“ und „uns“ und „euch“. Gemeinsam mit Vertretern aller Gemeinden und beider Redaktionen an einem Tisch. Mit dem Start des WIR-Gemeindemagazins mit der Ausgabe 1/2009 war der gute alte Pfarrbrief mit Print- und Online-Ausgabe in der modernen Zeit angekommen.

In jedem der beiden jährlich erscheinenden Hefte steckt nach wie vor eine Menge Zeit und Energie. Der größte Teil davon wird ehrenamtlich geleistet, was aller Ehren wert ist. Und dabei geht es nicht nur um die Arbeit vor dem Druck, sondern auch danach: Ohne die vielen WIR-Verteiler, die bei Wind und Wetter das Heft zu den Menschen in unseren Stadtteilen bringen, wäre das Gemeindemagazin leser- und damit sinnlos. So ist es aber durch die kostenlose Verteilung in (fast) alle Haushalte eines unserer wichtigsten Medien und verbindet viele Menschen mit der Gemeinde und dem Stadtteil, die den Weg in unsere Kirchen nicht mehr gehen wollen oder können. Und es erzählt seit nun zehn Jahren von der Buntheit dieser Welt, der faszinierenden Unterschiedlichkeit der Menschen und der Freude und Lebendigkeit in unseren Gemeinden und Stadtteilen.

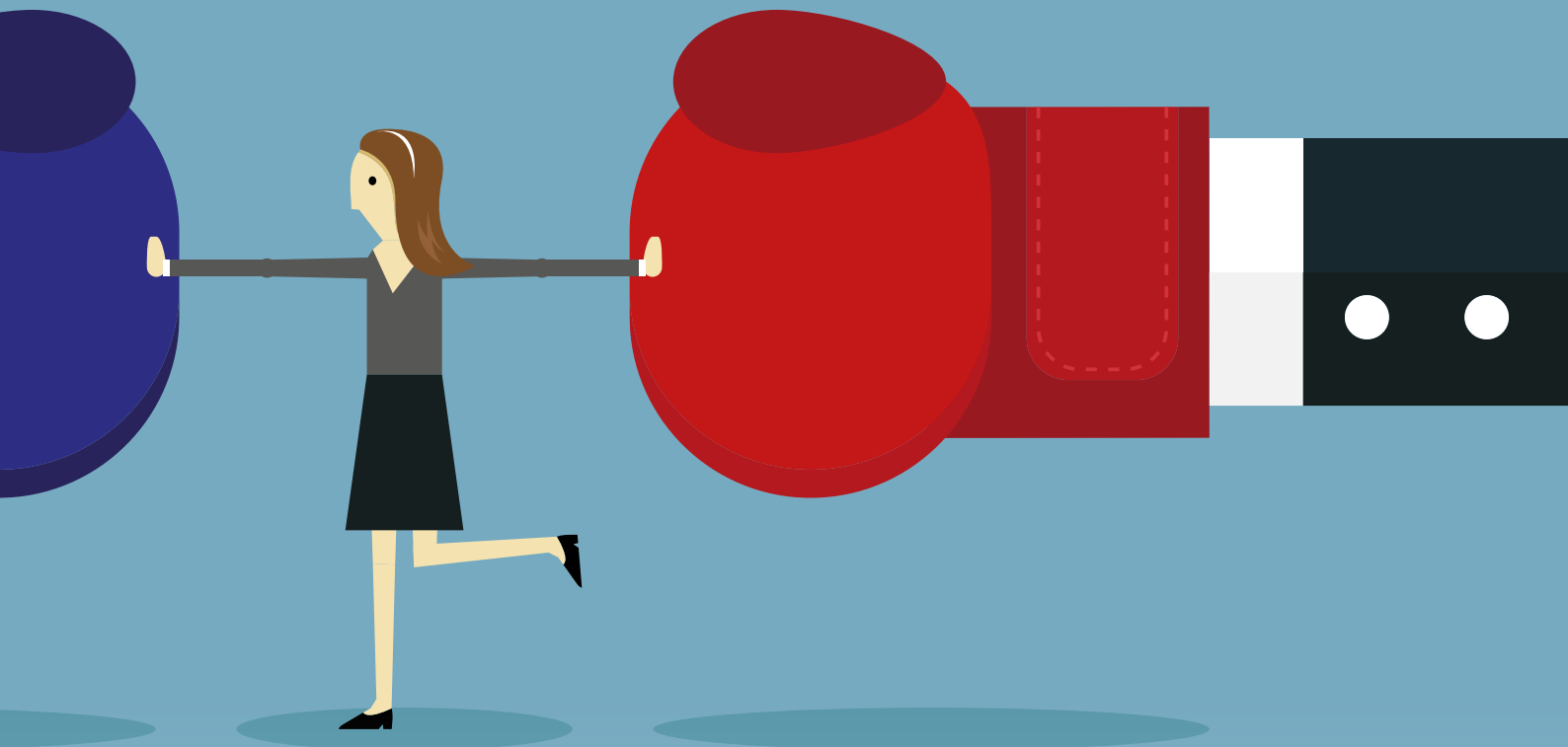
Martin Kürble

„... das fällt nicht vom Himmel“ war das Titelthema unserer letzten WIR-Ausgabe. Leider ist uns zwischen Endredaktion und Druck ein Artikel „abhandengekommen“, den wir nun gerne nachreichen, denn „gute Lösungen“ sind gerade im Konfliktfall immer wichtig.

Gute Lösungen fallen nicht vom Himmel

Wer Urteile will, geht vor Gericht. Wer Einigungen will, beantragt ein Schlichtungsverfahren, und gibt damit seine Verantwortung für die Lösung nicht an einen Richter weiter, sondern arbeitet selbst an der Beilegung des Konflikts mit. Noch immer ist die Möglichkeit des Schiedsverfahrens den meisten Menschen nicht bekannt. Sie erfahren davon, wenn Staatsanwaltschaft oder Amtsgericht ihre Klage abweisen mit der Begründung, dass das obligatorische Schiedsverfahren noch nicht durchgeführt wurde. Auch dann noch wird – in Unkenntnis über die Möglichkeiten, die sich bieten – widerwillig der Weg zum Schiedsamt beschritten, vertraut man letztlich den Richtern und ihrer Urteilskraft.

Gute Lösungen fallen nicht vom Himmel, ihre Entwicklung braucht eigenes Engagement. Der erste Schritt ist, der Schiedsperson deutlich zu sagen, um was es bei dem Verfahren gehen soll. Eine Klageschrift – oft schon vorformuliert – lässt wenig Spielräume für Verhandlungsergebnisse. Es kommt also da schon darauf an, wie der Antrag an das Schiedsamt formuliert wird. Und man muss in aller Regel einen Vorschuss von ca. 50,- Euro zahlen. Was die meisten aber nicht wissen: Wenn es im Schiedsamt eine Einigung gibt, so ist diese rechtsverbindlich und kann über 30 Jahre lang wirksam eingeklagt werden. Insofern sind die Einigungen genauso wirksam wie Gerichtsurteile – und sie können sehr differenziert ausfallen und den Frieden unter Nachbarn wiederherstellen. Das Verfahren findet unter aktiver Mitwirkung statt. Das heißt, es gibt keine Unterschrift unter ein Dokument, mit dem nicht beide Parteien leben können. Fühlt eine Partei sich über den Tisch gezogen, kann sie immer noch abrechnen und das Urteil des Gerichts abwarten. Zu verlieren hat man also nichts – außer vielleicht den Vorschuss und die meist gut inve-



stierte Zeit. Wenn idealerweise beide Parteien erschienen sind, kommt es darauf an, dass im Verlauf der Verhandlung beide Parteien verdeutlichen, worum es ihnen wirklich geht. Beide Parteien können jetzt versuchen, sich auf den Stuhl des anderen zu setzen und seine Position zu verstehen. Es ist dabei hilfreich, dem anderen eine gute Absicht zu unterstellen – nicht leicht in einer schon zuge-spitzten Konfliktsituation.

Um es einmal praktisch zu machen: Nehmen wir den Fall, dass die Hecke des Nachbarn bis ins Unermessliche wächst. Freundliche Aufforderungen, sie zu beschneiden, fruchten nicht. Vielleicht hatte der Nachbar gute Gründe oder sieht sich nicht in der Lage. Manchmal ist der Weg zum Gespräch versperrt und muss wieder neu erschlossen werden. Der Blick ins Gesetz hilft oft, aber nicht immer, denn vielfach lassen sich Lösungen finden, die beiden Parteien nutzen. Verzichtet z. B. die eine Partei auf ihre Maximalforderung, wird die andere ihr das möglicherweise durch den Schnitt eines Baumes, den sie nicht beschneiden müsste, danken. Hier sind Phantasie und das Einfühlungsvermögen und die Neutralität der Schiedsperson gefragt.

Genau hier – zwischen Gesetzestexten und mediativen Elementen (Einfühlung in die Parteien und ihre Wünsche) liegt die Stärke der vereidigten Schiedspersonen. Sie können sich zwar nicht uferlos viel, aber auf jeden Fall mehr Zeit nehmen als die Gerichte, den Fall möglichst umfassend aufzuklären. In Hinblick auf die Möglichkeiten sind die Gebühren für die Konsultation von Schiedsleuten sehr gering. Eine Einigung „kostet“ 25,- Euro und die Auslagen für Porto und Schriftverkehr. Ein Preis, den kein Rechtsanwalt unterbieten wird. Um Schiedsperson zu werden, muss man sich zunächst bei der örtlichen Bezirksvertre-

terung bewerben. Es ist zwingend notwendig, dass man in dem Stadtteil wohnt, für den eine Schiedsperson gesucht wird. Anschließend wird man von der Stadt und deren zuständigen Ausschüssen bestätigt und vom Amtsgericht vereidigt. Einmal im Amt, dauert die Amtsperiode fünf Jahre. Fortbildungen in Sachen Nachbarschafts-, Zivil- oder Strafrecht, aber auch in Mediation werden vom BDS (Bund Deutscher Schiedsleute) angeboten und die Kosten von den Gemeinden übernommen. Viel Engagement und auch „Herzblut“ der Schiedspersonen im Ehrenamt sind hier gefragt. Wichtig sind Lebenserfahrung und die Fähigkeit, sich in andere Menschen einzufühlen. Belohnung ist, wenn sich die Parteien gut geeinigt haben und in manchen besonders gelungenen Situationen die Nachbarschaft spürbar wieder als solche erkennbar ist.

Juristische Kenntnisse und über die Möglichkeiten der Mediation sind ein Tandem, auf das viele Schiedsleute heute nicht mehr verzichten wollen. Das Schiedsverfahren ist schon deshalb positiv, weil es für die Beteiligten sehr kostengünstig ist. Kein Rechtsanwalt wird gebraucht, um mit dem Gegenüber eine gute Lösung zu finden. Die Möglichkeit, auch für nicht betuchte Menschen ein Angebot bereitzuhalten, knüpft an zutiefst christliche Überzeugungen an. Klar, die Vorbereitung der Schiedsverhandlung und auch ihre Nachbereitung kosten Zeit. Klar, für diesen Stundensatz würde kein Anwalt einen Kuli in die Hand nehmen. Aber es bedeutet viel, wenn die Menschen zufriedener gehen als sie gekommen sind.

*Margret Winkel-Tauchnitz
Schiedsfrau im Schiedsbezirk 6 (nicht Wersten!)*

*Für die Stadtteile unseres Rheinbogens ist Ellen Hillenbrand als Schiedsfrau zuständig (7883283). Ansonsten finden Sie passende Ansprechpartner im Internet auf den Seiten des Ordnungsamtes der Stadt Düsseldorf:
www.duesseldorf.de/ordnungsamt/service/schieds.html*

Eingesperrte Gefühle bahnen sich ihren Weg

Burg Hoheneck und ein Leben danach

von Marie-Luise Knopp

Marie wächst in der Provinz auf, wo ihre Eltern ein Haus geerbt haben; sie fühlt sich jedoch sehr einsam und sehnt sich fort. „Ich hörte in der Ferne das mühsame Schnaufen einer kleinen Dampflokomotive, was mein Herz zum Klängen brachte. 'Hallo, kleine Lok, nimm mich doch mit, bitte!' bettelte ich.“

Diese Sehnsucht bleibt. Als junge Lehrerin hält sie nicht mit ihrer politischen Meinung hinter dem Berg und wird von der Stasi angeworben, deren Angebot sie jedoch ausschlägt. Sie merkt, wie sich eine Art Netz um sie zieht, sie abgehört wird und gar ihre eigenen vier Wände verwüstet werden. Kurze Zeit später plant ihr Freund aus der Bundesrepublik, den sie in Budapest kennengelernt hat, die Flucht. Diese scheidet jedoch und Marie wird in Burg Hoheneck, einem Frauengefängnis oberhalb der Stadt Stollberg im Erzgebirge, inhaftiert, gleichzeitig wird ihr der eigene Sohn – der damals noch die Grundschule besucht – gewaltsam entrisen.

Es ist für uns kaum vorstellbar, wieviel Leid Menschen ihren Mitmenschen antun können. Im Falle von Marie keine Privatsphäre mehr zu haben, auf engstem Raum leben und schlafen zu müssen, keine Informationen über den eigenen Sohn zu erhalten.

Und trotzdem schafft es die Autorin, deren Lebensgeschichte das Buch wiedergibt, sich nicht brechen zu lassen. In ihrer Zelle findet sie in Kristel eine Freundin fürs Leben, beide Frauen erlernen gemeinsam eine neue Sprache und versuchen, sich durch kleine Geschenke den harten Gefängnisalltag erträglicher zu gestalten. Als Marie schließlich von der Bundesrepublik freigekauft wird, gelangt sie über Umwege nach Düsseldorf und findet wieder eine Anstellung als Lehrerin.

Aber sie spürt, wie groß die Umstellung ist – sie bezeichnet es selbst als „Laufen lernen“. Das Trauma der Inhaftierung wird sie ihr ganzes Leben begleiten, bereits beim Anblick eines Polizeiwagens fängt ihr Herz an zu rasen, aber immer wieder stellt sie sich dieser lebenslangen Herausforderung.



Marie-Luise Knopp hat ein sehr persönliches Buch geschrieben, das eindringlich schildert, wie in der DDR mit Dissidenten und Fluchtwilligen umgegangen wurde. Es ist bewundernswert, wie sie ihr Schicksal annimmt und später mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen gearbeitet hat, deren Ängste und Probleme sie sicherlich besonders gut verstehen kann. Eine aufrüttelnde und bereichernde Lektüre, die ich an dieser Stelle sehr gerne empfehle.

Mit „Freundschaft hinter dicken Mauern“ (Arbeitstitel) setzt Marie-Luise Knopp ihrer tapferen Freundin Kristel ein Denkmal. Die Aufzeichnungen Kristels über mehrere Fluchtversuche und Gefängnisaufenthalte sind nach ihrem Tod 2013 als Vermächtnis bei Marie-Luise Knopp gelandet und dienen als Grundlage der authentischen Geschichte.

Herausgegeben wird das Buch wieder vom Geist Verlag.
Mehr unter mlknopp.de

Ursula Ehemann



Name: Angela von Gersum

Alter: 59 Jahre

Beruf: Hausfrau, im Minijob als Kinderfrau und Haushaltshilfe tätig

Ehrenamtliches Engagement: Seit fast 25 Jahren beim FAIRkauf (Gepa), hin und wieder auch Aushilfe in der Pfarrbücherei; seit meinem 15. Lebensjahr singe ich in mehreren kirchlichen Chören.

Was wolltest du als Kind gern werden? Da meine Interessen schon immer sehr vielseitig waren, hatte ich keinen besonderen Wunsch.

Woran erinnerst du dich nur ungern? An einige Ereignisse, die durch mein nicht umfassendes Mitdenken anderen Menschen (meist meinen Kindern) Probleme bereitet haben.

Was kannst du besonders gut? Menschen spontan meine Hilfe zusagen, singen, handarbeiten

Was sind deine Hobbies? Musik, Handarbeit, Garten, Lesen

Dein Lieblingsessen: Nudeln mit Tomaten-, Gemüse-, oder Käsesoße.

Wo bleibst du beim Zappen hängen? Da ich das Programm bewusst auswähle, kommt das sehr selten vor; wenn, dann bei Spielfilmen und Dokumentationen.

Wo zappst du immer weg? Bei »Seifenopern«

Was ist für dich eine Versuchung? Schöne Wolle, seltene Pflanzen, Pralinen

Mit wem würdest du gern einen Monat tauschen? Mit einer Sängerin eines bekannten Chores.

Wie kannst du am besten entspannen? Bei der Gartenarbeit, beim Lesen

Partizipation – oder was ist eigentlich mit der Jugend?

Kirche ist doch nur was für alte Leute, sagt man mal schnell so dahin. Und dann kommt das große Lamento: „Uns laufen die Mitglieder weg!“ Stimmt, leider. 2018 sind 220.000 Mitglieder aus der evangelischen und 218.000 aus der katholischen Kirche ausgetreten. Es bröckelt längst nicht mehr nur an den Rändern. Uns bricht die Basis weg. Und nun? „Wie kriegt man wieder junge Menschen in die Kirche?“ Das ist die falsche Frage, denn das würde bedeuten: Kirche ist so, wie sie jetzt ist, richtig und gut und die Jugend müsse sich da nur eingliedern und anpassen, also einfügen. Das funktioniert nicht. Der umgekehrte Weg ist nötig. Die Frage lautet: „Wie wollen junge Menschen selber ihre Kirche gestalten?“

„Ohne Jugend sieht eure Kirche alt aus“, war schon vor vielen Jahren das Motto einer Synode der evangelischen Kirche von Westfalen. Wer würde dem widersprechen?

Die Wahrscheinlichkeit, evangelisch und genauso katholisch zu sein, ist statistisch gesehen zwischen 14 und 20 Jahren am höchsten. Danach treten viele junge Menschen aus den Kirchen aus, wenn sie zum ersten Mal Kirchensteuer zahlen müssen. Aber warum? Und welche Konsequenz hat der Exodus der Jugend für uns als Kir-

che? Auch gesamtgesellschaftlich entdecken wir gerade die Stimme der Jugend. Spätestens seit #fridaysforfuture reden alle davon, wie wichtig es ist, Jugendliche ernst zu nehmen.

„Partizipation“ ist in der Evangelischen Kirche im Rheinland seit der Landessynode 2019 DAS GROSSE Thema. Jonas Einck, 20, Student aus Wersten, und ich, Kay Faller, 48, waren als Delegierte Anfang Januar auf der Landessynode in Bad Neuenahr. Die Stimme der Jugend wurde gehört, Programme verabschiedet. Jonas reist seither durch die Kirchenkreise im Rheinland und zu den Super-intendent*innen-Konferenzen. Er trifft allerorten auf offene Ohren.

Aber wie ist es bei uns hier vor Ort? Wie sehen junge evangelische Christ*innen zwischen 14 und 20, konkret unsere evangelischen Gemeinden in Wersten und Holthausen? Wir haben Fragebögen erstellt, die Ergebnisse sortiert und sind als Presbyterium zusammen mit den Jugendlichen darüber ins Gespräch gekommen. Manches hat uns überrascht, anderes neu zum Nachdenken gebracht. Fertig sind wir noch lange nicht: Im Bereich „Gottesdienst“ sind wir nach Angaben der Jugendlichen gut, könnten aber noch mehr Mitwirkung, also Partizi-



pation, der Gemeindeglieder gebrauchen. Bei der Kirchenmusik wünschen sie sich mehr Vielfalt und mehr Mitbestimmungsmöglichkeiten z.B. bei der Liedauswahl und auch „unkirchliche“ Lieder im Gottesdienst. In Fragen von Diakonie und Politik soll die Gemeinde deutlicher Profil zeigen und Stellung beziehen. Die Gebäude: Die Stephanuskirche sollte dringend saniert werden und im Stephanushaus sollten die Jugendlichen mehr Gestaltungsfreiräume haben. Mit der Konfirmand*innen- und Jugendarbeit waren die Jugendlichen sehr zufrieden, wünschen sich aber ein selbstverwaltetes Budget. In der Öffentlichkeitsarbeit soll die Gemeinde moderner, klarer und verständlicher sein. Die Sozialen Medien jenseits von Homepage und Facebook sollen besser genutzt werden. Dafür wollen sie selber eine Social-Media-Gruppe gründen und sich einbringen.

Das Presbyterium war begeistert von dem Schwung und den Ideen der Jugendlichen, und diese fühlten sich ernstgenommen. Partizipation heißt: Wir gestalten gemeinsam unsere Zukunft.

Angesichts dieser positiven Erfahrungen frage ich mich nun: Was ist mit der Jugend und der Ökumene? Was sagen junge evangelische und katholische Christ*innen

zur Ökumene in der katholischen Seelsorgeeinheit im Düsseldorfer Rheinbogen und in der zukünftigen Evangelischen Kirchengemeinde Düsseldorf-Süd? Was erwarten junge Leute heute von der Ökumene? Was brauchen sie? Bei unseren gemeinsamen ökumenischen Aktionen sprechen wir bislang eher ältere Zielgruppen an. Und die Jugend? Bildet sie ihre christliche Identität wieder mehr in der konfessionellen Abgrenzung aus, weil die Mehrheit ihrer Altersgenossen mit Kirche eh kaum was zu tun hat?

Also: Zieht sich die Jugend, wenn sie noch christlich orientiert ist, eher in ihr konfessionelles Schneckenhaus zurück? Oder hat sie ganz andere Visionen?

Fragen wir sie doch einfach. Lassen wir sie teilhaben und lassen wir ihr den Raum, ihre Kirche in ökumenischer Offenheit selber aktiv zu gestalten.

Partizipation heißt: Teilhabe und Teilgabe. Was da rauskommt, weiß man erst, wenn man sich drauf einlässt. Aber wenn man sich nicht drauf einlässt, sieht man bald sehr alt aus.

Kay Faller, Pfarrer

Abschied und Willkommen – Großer Wechsel im Pastoralteam

Das Pfarrfest in Wersten stand in diesem Jahr nicht nur im Zeichen der 60 Jahre St. Maria in den Benden, sondern war vor allem geprägt durch die Abschiede und Einführungen im Team der Rheinbogen-Seelsorger. Kaplan Markus Söhnlein hat im September eine Aufgabe in der Priesterausbildung für das Erzbistum Köln übernommen, Kaplan George Njonge hat in Leverkusen eine neue Stelle angetreten, ebenso wie Diakon Uli Merz in Köln. Ebenfalls verabschiedet wurde unser Engagemen-

tförderer Pascal Priesack, der sich nun komplett auf seine Aufgaben beim Hilfswerk Misereor in Aachen konzentriert. Neu in unseren Gemeinden sind nun Pfarrvikar Johannes Zhao und Diakon Frank Zielinski. Zwischen Trauer und Freude wollten viele Gemeindemitglieder aus allen Gemeinden dabei sein: Die Familienmesse war ein großes, emotionales Fest, das durch die Chöre gaudete und RheinbogenGospel einen bewegten und mitreißenden musikalischen Rahmen hatte.





DIE 24-STUNDEN-AKTION XXL LÄSST DEN





HIMMEL LEUCHTEN

RUND UM DIE UHR



Passend zur stadtweiten missionarischen Kampagne #himmelsleuchten war in diesem Jahr „Let It Shine“ die Überschrift der 24-Stunden-Aktion XXL. An vielen verschiedenen Orten und mit ungewöhnlichen Aktionen war im Rheinbogen das Leuchten des Himmels erkennbar und ein Strahlen auf vielen Gesichtern zu sehen. Besonders beeindruckend war die „Mission am Arbeitsplatz“, wo mit Segens-Wunder-Tüten den Kollegen ein besonderer Gruß übergeben werden konnte. Aber auch mit den Liegestühlen im Park, einem frischen Alt in der Kneipe und dem großen frischen Ohr auf dem Kamper Acker war der göttliche Geist durch viele Boten in unseren Stadtteilen erfahrbar. Zum Abschluss gab es einen Update-Gottesdienst in der Kirche Franz-von-Sales, der mit viel guter Musik und inspirierenden Gedanken aufstrahlte.



„Sei besiegelt mit dem Heiligen Geist“ – Firmung 2019

Es ist immer wieder ein besonderes Ereignis, wenn Weihbischof Dominikus Schwaderlapp zur Firmung in den Rheinbogen kommt. Rund 40 Jugendliche haben sich über mehrere Monate in Einzelgesprächen, Gruppen- und Großveranstaltungen mit Firmlingen aus ganz Düsseldorf vorbereitet und in diesem Jahr das Sakrament der Stärkung durch den Heiligen Geist empfangen. Der neue Vorbereitungskurs für die Firmung 2020 beginnt in diesem Herbst.



Samstag	17.00 Uhr	St. Joseph
	18.00 Uhr	St. Maria Rosenkranz
	18.30 Uhr	St. Hubertus
Sonntag	9.30 Uhr	St. Nikolaus
	9.30 Uhr	St. Maria in den Benden
	11.00 Uhr	St. Joseph
	11.00 Uhr	St. Maria Rosenkranz
Dienstag	19.00 Uhr	St. Nikolaus
Mittwoch	8.30 Uhr	St. Hubertus
	9.15 Uhr	St. Maria Rosenkranz
Donnerstag	9.15 Uhr	St. Joseph
Freitag	19.00 Uhr	St. Maria Rosenkranz

Wir feiern die Heilige Messe



Über die links angegeben Termine hinaus feiern wir regelmäßig Familienmessen, Jugendmessen, Heilige Messen in den Seniorenheimen unserer Stadtteile, Schulgottesdienste, Wortgottesdienste für Familien mit kleinen Kindern, Wort-Gottes-Feiern und Andachten. Die komplette Gottesdienstordnung unserer Seelsorgeeinheit finden Sie immer aktuell unter: www.meinegemein.de und in den Schaukästen an unse



Pastoralbüro

St. Maria Rosenkranz | Wersten

Burscheider Str. 22, 40591 Düsseldorf,
Tel: 76 31 05, Fax: 76 31 41
E-Mail: buero@meinegemein.de
montags, dienstags, mittwochs, freitags: 10–12 Uhr
dienstags, mittwochs, donnerstags: 16–18 Uhr
Sekretärinnen: N. Hinken, U. Pyschik, J. Pompetzki,
M. Schmauder, B. Winkel



St. Hubertus | Itter

Am Broichgraben 73, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 77 63, Fax: 75 11 67,
E-Mail: hubertus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 9–11 Uhr
Sekretärin: Juliane Pompetzki



St. Joseph | Holthausen

Am Langen Weiher 21, 40589 Düsseldorf,
Tel: 79 17 89, Fax: 79 23 16,
E-Mail: joseph@meinegemein.de
Wir sind für Sie da:
donnerstags: 9–12 Uhr
dienstags: 15–18 Uhr
Sekretärin: Ursula Pyschik, Miriam Schmauder



St. Nikolaus | Himmelgeist

Nikolausstraße 22, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 44 85, Fax: 8 89 31 17,
E-Mail: nikolaus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 16–18 Uhr
Sekretärin: Bettina Winkel



St. Maria in den Benden | Wersten

Dechenweg 40, 40591 Düsseldorf



Franz von Sales | Wersten

Siegburger Str. 165, 40591 Düsseldorf

Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Wir sind für Sie da!

Ansprechpartner:

Pfarrer Frank Heidkamp

Burscheider Str. 22, Tel. 76 31 05,
E-Mail: frank.heidkamp@meinegemein.de

Subsidiar Pfarrer Thomas Ant

Flemingweg 3, Tel. 700 41 048
E-Mail: thomas.ant@meinegemein.de

Pfarrer Dr. Johannes Zhao

Am Langen Weiher 21, Tel. 79 17 89
E-Mail: johannes.zhao@meinegemein.de

Diakon Matthias Heyen

Flemingweg 1, Tel. 0163 79 68 926
E-Mail: matthias.heyen@meinegemein.de

Diakon Frank Zielinski

Am Broichgraben 73, Tel. 8 89 35 08,
E-Mail: frank.zielinski@meinegemein.de

Pastoralreferent Martin Kürble

Nikolausstr. 22, Tel. 8 89 31 16,
E-Mail: martin.kuerble@meinegemein.de

Kirchenmusiker:

Kantorin Pamela König

Tel: 7 94 82 67,
E-Mail: pamela.koenig@meinegemein.de

Kantor Sven Dierke

Tel: 0177 58 94 611,
E-Mail: sven.dierke@meinegemein.de



Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Begegnung – mit Gott und der Welt